

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS



Dieses Buch widme ich euch, meinen lieben Kindern.  
So frühes Leid hat bei uns allen Spuren hinterlassen,  
aber es hat uns auch stark gemacht,  
weil wir immer zusammengehalten haben.  
Ich bin froh und stolz, eure Mutter zu sein.

Irina Badavi  
mit Angela Kandt

*Wenn  
der Pfau  
weint*

Wie ich mich als Jesidin  
aus der Gewalt einer  
Parallelgesellschaft  
in Deutschland  
befreien konnte

Gütersloher Verlagshaus



# Der Engel Pfau im Jesidentum

Der allmächtige Gott schuf aus seinem Licht sieben Engel. Der erste dieser Engel war *Tawusi Melek*, der Engel Pfau. Er war nicht nur der größte, sondern die Tradition lehrt, dass er neben Gott auch an der Schöpfung beteiligt war. Durch diese außerordentliche Bedeutung wurde er jedoch hochmütig, und Gott verdamnte ihn in die Hölle, wo er 7.000 Jahre mit seinen Tränen das Höllenfeuer löschen musste. Erst danach durfte er sich wieder in die Schar der Engel einreihen.

Der Engel Pfau wird von den Jesiden verehrt, da er aus ihrer Sicht für die Sünden der Menschheit gebüßt hat. Dieser Mythos löst bei den Gläubigen eine solche Angst vor der Hölle aus, dass selbst das Aussprechen des Wortes *Shaitan* (Teufel) als Tabu gilt.



# Inhalt

Über dieses Buch 9

Prolog 13

1. *Georgien* 17

2. *Deutschland* 68

3. *Zwangsheirat* 89

4. *Unterdrückung und Gewalt* 117

5. *Widerstand und Befreiung* 134

6. *Frauenhaus* 159

7. *Prozesse* 199

8. *Mein eigenes Leben* 238

Träume 251

Danke 253





# Über dieses Buch

Als die Jesidin Irina Badavi mir ihre dramatische Geschichte erzählte, horchte ich auf. Es war Spätsommer 2014 und wenige Wochen zuvor waren Tausende von Jesiden im Nordirak durch Truppen des IS ermordet, vertrieben, Frauen verschleppt, vergewaltigt und versklavt worden. Bis dahin war diese Religion in der deutschen Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Ebenso wie die Tatsache, dass seit der offiziellen Anerkennung der Jesiden als bedrohtes Volk in den 90er-Jahren gerade Deutschland zum bevorzugten Ziel jesidischer Flüchtlinge geworden war. Nach Schätzungen leben gegenwärtig 60.000 bis 100.000 Jesiden vor allem in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen.

Die Jesiden, deren Ursprung nach Persien verortet wird, haben sich in den vergangenen Jahrhunderten als Folge von Flucht und Vertreibung in vielen Ländern des Nahen Ostens niedergelassen: im Irak, in Syrien, im Libanon, in der Türkei, aber auch in Georgien und Armenien. Sie gelten ethnisch überwiegend als Kurden und haben eine eigene, viele tausend Jahre alte, monotheistische Religion. Es gibt Mutmaßungen, dass ursprünglich alle Kurden Jesiden waren und die meisten im Laufe der Jahrhunderte zwangsislamisiert wurden.

Da das Jesidentum keine Buchreligion wie Judentum, Christentum oder Islam ist, existieren Riten, Regeln und Traditionen, die das religiöse und soziale Leben in der Gemeinschaft regeln, nur in mündlicher Überlieferung. Dazu

zählt, dass Jesiden ausschließlich innerhalb ihrer Religion und ihrer drei Kasten heiraten dürfen. Frauen müssen jungfräulich in die Ehe gehen, eine Scheidung ist nicht möglich, Männer betrachten Frauen und Mädchen als ihren Besitz. Dieses, aus dem patriarchalisch geprägten Umfeld der Herkunftsländer mitgebrachte Denken und Verhalten führt nicht nur zu Konflikten innerhalb der jesidischen Familien, sondern kollidiert mit den individuellen Freiheiten und Rechten in Deutschland. Um ihre tradierte Lebensweise zu erhalten, ziehen sich viele jesidische Gemeinschaften in Parallelgesellschaften zurück.

Als Irina Badavi und ich entschieden, die Geschichte über ihr Leben und ihre Befreiung aus einer derartigen Parallelgesellschaft zu veröffentlichen, war uns klar, dass wir mit diesen Schilderungen aus einer weitgehend abgeschotteten Welt ein Tabu brechen würden.

Irina Badavi kam im Alter von 15 Jahren mit ihrer Familie aus Georgien nach Deutschland. Mit 16 wurde sie mit einem wesentlich älteren, ihr unbekanntem Mann zwangsverheiratet, in den Folgejahren gedemütigt, sozial isoliert, ihrer Rechte beraubt, bedroht, vergewaltigt und immer wieder geschlagen. Innerhalb der jesidischen Gemeinschaft war niemand, der ihr zur Seite stand. Ein Einzelfall? Zahlen belegen, dass überdurchschnittlich viele jesidische Frauen sich hilfeschend an Frauenhäuser und Behörden wenden. Verzweiflung, Selbstmordversuche, Selbstmorde, sogenannte Ehrenmorde – Irina kennt viele Frauenschicksale aus den jesidischen Gemeinschaften.

Sie möchte mit diesem Buch die jesidische Religion und das jesidische Volk nicht pauschal anklagen, sondern die frauenverachtenden Traditionen, die sie in Georgien erfahren hat und die sich in der jesidischen Parallelgesellschaft in Deutschland erhalten haben. Ihre Geschichte zeigt, was passiert, wenn ein Staat sich nicht um die Integration von geflüchteten Menschen kümmert. Sie zeigt zugleich, welche Schwierigkeiten Menschen aus traditionellen patriarchalischen Verhältnissen und autoritären politischen Systemen haben, wenn sie in der freien westlichen Welt Fuß fassen möchten, ohne die eigene Identität aufzugeben. Darüber hinaus macht sie deutlich, was für eine Integration notwendig und unverzichtbar ist.

Das Buch ist ein Plädoyer, sich ernsthaft und ohne Tabuisierung und falsch verstandene Toleranz mit dem Thema Integration auseinanderzusetzen und offene Fragen zu diskutieren: Wie können sich andere Kulturen in unsere Gesellschaft eingliedern? Wie sind ihre religiösen Traditionen mit den Werten der Demokratie und mit dem Grundgesetz zu vereinbaren? Das Grundgesetz sichert allen Glaubensrichtungen, so auch den Jesiden, freie Religionsausübung zu, verpflichtet sie aber auch zur Anerkennung der Menschenwürde und gleicher Rechte für Männer wie Frauen.

Irina Badavi möchte mit ihrer dramatischen Geschichte Frauen in ähnlicher Lage Mut machen, sich zu wehren und zu befreien. Sie hat selber erfahren, dass dies möglich ist.

Um Irina, die noch bedroht wird, ihre Kinder, ihre Freunde und alle in diesem Buch erwähnten Wegbegleiter zu schützen, haben wir sämtliche Namen geändert.

*Angela Kandt*  
Sommer 2016

# Prolog

»Wie bitte? Was möchten Sie?« Der Mitarbeiter in der Ausländerbehörde starrt mich an, als ob ich um etwas Ungeheuerliches gebeten hätte. Und ich rufe dieses Ungeheuerliche erneut über den Schreibtisch. »Ja, ich will die Abschiebung!«

Der Mann mit dem schütterten blonden Haar nimmt seine Brille ab, mustert mich verdutzt. »Wissen Sie«, sagt er dann langsam, »normalerweise kommen Menschen zu mir und bitten mich, bleiben zu dürfen ...« Er schüttelt den Kopf. »Hier wird niemand so einfach abgeschoben.«

Meine Beine beginnen zu zittern in dieser Endstation Hoffnung. Halt suchend umklammere ich die kleinen Hände meiner beiden Kinder. Ich schaue erst Sophia an, dann Lukas, sehe ihre ängstlichen Augen, spüre, wie sie sich ganz nah an meinen langen schwarzen Rock schmiegen. »Aber ich muss weg, weg aus Deutschland!« Nur noch stammeln kann ich diese Worte, während mühsam zurückgehaltene Tränen über meine heißen Wangen laufen.

Der Beamte schaut auf die Tischplatte, räuspert sich kurz und fragt schließlich mit gedämpfter Stimme: »Aber was ist denn passiert?«

»Wenn ich nicht weggehe, sind wir bald tot!«, schluchze ich heraus und will eigentlich schreien: Bitte, bitte rettet uns!

Der Beamte schaut mich mit aufgerissenen Augen an. »Gut«, sagt er nach einer Weile, setzt seine Brille wieder auf und greift zum Telefonhörer. Mein Deutsch ist nicht besonders gut und ich verstehe nicht so recht, wen er anruft und was da vor sich geht. Aber innerhalb weniger Minuten betreten ein Mann und eine Frau das Büro. Sie stellen sich als Mitarbeiter des Jugendamtes und als Frauenbeauftragte vor. Als wir schließlich eng zusammengerückt an einem kleinen Tisch sitzen, fordert mich die Frauenbeauftragte auf: »Jetzt erzählen Sie einmal!«

In holperigem Deutsch beginne ich zu sprechen, suche mit all den Worten, die ich kenne, nach so viel mehr Dingen, die ich erzählen möchte. Anfangs geht das mühselig, aber nach wenigen Minuten sprudelt es aus mir hervor. Ich vergesse jede Grammatik, aber das ist mir egal. Und ich erzähle alles.

Jahrelang verschwiegene Ereignisse stürzen mir über die Lippen, bis der Wasserfall meiner Worte irgendwann zu einem Rinnsal verebbt. »Bitte, bitte, nicht zurück zu meinem Mann.«

Erschöpft, leer und müde sitze ich zusammengesunken wie ein schlaffer Ball, aus dem jegliche Luft entwichen ist, auf meinem Stuhl. Noch nie habe ich so viele Sätze hintereinander gesprochen, noch nie hat mir jemand so lange zugehört, ohne mich zu unterbrechen.

Diese fremden Menschen neben mir am Tisch starren mich an, meine Kinder starren mich an. Niemand sagt etwas, bis

nach einem langen Moment bleierner Stille ein »So« aus dem Behördenmitarbeiter hervorbricht.

»Natürlich werden Sie nicht abgeschoben, aber Sie müssen auch nicht zurück in diese Familie. Wir können Sie in ein Frauenhaus bringen. Das ist ein Schutzhaus für Frauen, wo Sie zunächst mit Ihren Kindern unterkommen können.«  
»Ja, da will ich hin«, sage ich hastig, ohne lange zu überlegen und denke: Hauptsache weg.

Mittlerweile hat sich eine Mitarbeiterin der Beratungsstelle neben mich gesetzt. Sie erklärt mir etwas von Gesetzen, Verordnungen und Möglichkeiten für mich und die Kinder. So viele Worte, die ich noch nie gehört habe. Ich verstehe kaum die Zusammenhänge. Es wird viel telefoniert. Aus den Worten höre ich heraus, dass es schwierig ist, so schnell einen Platz in einem Frauenhaus zu finden. Panik kriecht mir in den Nacken. Das Herz klopft mir bis zum Hals. Wie weggeblasen ist der kleine Hauch Hoffnung, und ich höre mich schreien: »Ich kann vielleicht morgen überleben, aber übermorgen nicht mehr – wir werden alle drei sterben!«

Es wird weiter telefoniert und mich umschwirren Satzketten. Ein Frauenhaus in Süddeutschland kann uns aufnehmen, aber erst am Montag. Heute ist Donnerstag. Bis dahin kann ich in ein Frauenhaus nicht weit weg von hier. So nah am bisherigen Wohnort sei das zwar nicht ideal, aber nur über das Wochenende würde es gehen. Mir ist alles gleich. Ich will nur weg, weg aus dieser Familie, weg von diesem Mann, weg von diesen Schlägen, weg von diesem Hass.

»Alles klar«, sagt schließlich der Mann von der Behörde,  
»Aus dem Frauenhaus kann Sie leider niemand abholen –  
aber wir organisieren den Transport.«

Er lächelt mir aufmunternd zu: »Was Sie schaffen müssen,  
ist morgen sicher und heil aus dem Haus zu kommen und  
möglichst alle Papiere mitzubringen. Ist das möglich?« Ich  
nicke stumm.

Erschöpft, aber mit festen Schritten gehe ich mit meinen  
Kindern nach Hause. Erst jetzt fällt mir auf, dass Sophia  
und Lukas die ganze Zeit keinen Ton gesagt haben.





# Georgien

Es war einer der ersten warmen Sommertage in Tiflis. Die einfallende Sonne tauchte den Krankenhaussaal in helles freundliches Licht, und die vor dem Fenster im leichten Wind sich sanft wiegenden Sträucher warfen weiche Schatten an die gekalkten Wände. In einem der zwanzig Betten lag eine schöne Frau, fast noch ein Mädchen. Langes schwarzes Haar umrahmte ihr schmales Gesicht, das so weiß war wie das Kissen unter ihrem Kopf. Ihre müden braunen Augen schienen sich zunächst an dem strahlend-blauen Himmel hinter der Fensterscheibe zu freuen und glitten dann zögernd weiter zu dem kleinen Bündel neben sich. Still lag es da, und hätte das dicht gewickelte weiße Tuch nicht ein winziges Gesicht frei gelassen, hätte man nicht für möglich gehalten, dass ein Mensch in diesem Bündel eingewickelt war. Nach vier Tagen Wehen hatte die junge Frau das kleine Wesen in die Welt gepresst, und niemand war da. Niemand, der sie und ihr Neugeborenes anschauen mochte. Niemand, der diesen Fehler sehen wollte: Es war ein Mädchen.

Das Mädchen war ich.

Als zweite Tochter war ich eine Enttäuschung, eine Pein für meinen Vater. Einer, der auch als zweites Kind eine Tochter bekommen hatte, konnte ja wohl nicht Manns genug sein! Und eine Mutter, die selbst bei der zweiten Geburt keinen Stammhalter hervorbrachte, hatte versagt. So dachte man 1980 in meiner Familie in Georgien. Und so begann mein Leben neben einer enttäuschten Mutter als Bündel, das niemand haben wollte.

Mein Vater war damals 18, meine Mutter 17 Jahre alt. Zwei Jahre zuvor hatten die beiden geheiratet. Es war eine arrangierte Ehe und Liebe nicht einmal ein Wort. Schließlich geht es bei den traditionellen Kurden jesidischen Glaubens immer nur um eines: den Fortbestand der Familien und der Kasten. Dies hat zur Folge, dass Jesiden ausschließlich untereinander heiraten dürfen und nur innerhalb ihrer drei Kasten.

Bei der Wahl der Ehepartner wird geklärt, ob die Kaste passt, ob das Alter passt und wo die beiden wohnen sollen. Offiziell heißt es zwar, dass beide Partner zustimmen müssen, aber in Wahrheit treffen oft allein die Väter die Entscheidung. So war es in unserem Clan üblich. Vielleicht, weil wir zur Kaste der Pire gehören. Die Pire bilden neben der Kaste der Scheichs die religiöse Führung innerhalb des jesidischen Kastensystems. Während die meisten Jesiden zur dritten, der untersten Kaste der Murid, gehören, gibt es nur relativ wenige Familien von Scheichs und Pire. Deshalb war die Auswahl in der Regel umso klei-

ner und der Druck, jemanden zu finden, umso höher. Vor diesem Hintergrund hatte es meine Mutter völlig normal gefunden, ohne ihre Zustimmung verheiratet zu werden. »Das war eben so – und ich wäre nie auf die Idee gekommen, den Willen meines Vaters infrage zu stellen«, hat sie mir später immer erzählt.

Ein Jahr nach der Hochzeit kam meine Schwester Lena zur Welt und jetzt eben ich, Irina. Das war zumindest der Name, den mein Vater damals in der Geburtsurkunde hat eintragen lassen. Georgien erlaubte nur russische oder nordisch klingende Namen – orientalische waren verboten. Diesem Gesetz beugten sich auch die Jesiden – zumindest nach außen. Zu Hause und in der ganzen Sippe hieß ich Djamila.

Wir wohnten damals in einem Plattenbau am Rande von Tiflis. Wir, das war die gesamte Großfamilie: meine Großeltern, mein Vater und seine drei Brüder mit ihren Ehefrauen und Kindern. Wir waren eine eingewanderte Flüchtlingsfamilie aus der Türkei.

\* \* \*

In unserer Familie wurde erzählt, dass wir ursprünglich aus Syrien stammten, aber bereits Jahrzehnte in der osttürkischen Region von Kars gelebt hatten, ehe dort Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts die »Fermana Türkiye«, die Verfolgung, begann. Offiziell lebten Armenier und Jesiden hier zwar frei, fühlten sich aber zunehmend schikaniert. Türken kamen in das Dorf. Die Ernte wurde

zerstört, Jesiden wurden zur Armee eingezogen und dort »zufällig« erschossen. Es gab auch im Dorf Schießereien, Männer wurden verschleppt, einige fand man später tot im Dorfbrunnen. Die Türken behaupteten, dass sie dort einfach hineingefallen seien, doch die Jesiden wussten es besser. Sie fühlten sich zunehmend nicht nur als Kurden, sondern darüber hinaus mit ihrem jesidischen Glauben verfolgt. Muslimische Türken beschimpften sie als »Teufelsanbeter«.

Ein Vorwurf, der sich hartnäckig bis heute hält, aber doch nur ein Missverständnis ist. Die Jesiden glauben wie andere monotheistische Religionen an den einen Gott. Um ihn herum sind sieben Engel versammelt. Der erste dieser Engel ist der Tawusi Melek, der Engel Pfau. Er war nach dem jesidischen Mythos mit Gott an der Schöpfung beteiligt, wurde jedoch durch diese Stellung allzu hochmütig. Zur Strafe verdammt ihn Gott in die Hölle, wo er 7.000 Jahre mit seinen Tränen das Höllenfeuer löschen musste. Danach war er rehabilitiert und durfte sich wieder in die Schar der sieben Engel einreihen.

Seither wird er von den Jesiden verehrt als der Engel, der für die Sünden der Menschen gebüßt hat. Dieser Mythos löst bei den gläubigen Jesiden so große Furcht vor dem Abfall in die Hölle aus, dass selbst das Wort »Shaitan« für Teufel nur auszusprechen, als Tabu gilt. Die meisten von ihnen haben große Angst vor dem Teufel und würden z. B. niemals Kopfsalat essen. Sie glauben, dass dort tief drinnen der Teufel wohnt.

Als die Übergriffe und Feindseligkeiten in dem kleinen Bauerndorf nicht aufhörten und sich zu der Todesangst die Furcht vor einer erzwungenen Islamisierung gesellte, entschieden mein Großvater und seine Brüder wegzugehen. Sie gaben damals dem Drängen meines Urgroßvaters nach.

»Ihr müsst gehen und dafür sorgen, dass unsere Familien und unser Volk weiterleben«, hatte er sie gemahnt. »Es ist egal, wie lange ihr unterwegs seid. Aber es ist nicht egal, ob ihr von muslimischer Hand getötet werdet! Das Leben von uns Alten ist nicht mehr so wichtig.« Er würde sich in Zukunft allein um die Felder, die kleine Ziegenherde, die Schafe und die Rinder kümmern.

Es war Spätherbst und nachts bereits sehr kalt. Die Flüchtenden mussten sich daher beeilen, um noch vor dem ersten Schnee das nahe Gebirge Richtung Osten zu überqueren. Mein Großvater war wie seine Brüder Analphabet, hatte nie eine Schule besucht und keine Ahnung von Geografie, aber mein Urgroßvater hatte ihnen erzählt, dass dort hinter dem Gebirge das Land Armenien sei. »Dort seid ihr sicher.«

Das wusste der Urgroßvater, weil bis zum Genozid an den Armeniern während des ersten Weltkrieges auch in diesem osttürkischen Dorf Armenier gelebt hatten. Anfänglich hatten jesidische Nachbarn ihnen noch geholfen, sich zu verstecken, doch dann wurde es für alle immer lebensbedrohlicher, und die Armenier flohen über die Berge. Seither gab es zwar keine Armenier mehr im Dorf, aber eine

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Irina Badavi, Angela Kandt

### **Wenn der Pfau weint**

Wie ich mich als Jesidin aus der Gewalt einer Parallelgesellschaft in Deutschland befreien konnte

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-579-08652-1

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Eine Jesidin in Deutschland – mehr als ein Erfahrungsbericht

»Wenn ich nicht weggehe, sind wir bald tot!« Die Lebensgeschichte der Jesidin Irina handelt von Zwangsheirat, Demütigung, Gewalt und Verfolgung. Mitten in Deutschland war sie den Mechanismen einer kruden Parallelgesellschaft ausgeliefert. Doch die junge Frau wehrt sich und befreit sich aus der ihr aufgezwungenen Ehe mit einem unfassbaren Überlebenswillen, viel Mut und einer Kraft, die aus Wut, Entschlossenheit und der Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung erwächst. Auf diesem Weg hatte sie das Glück, in entscheidenden Momenten die richtigen Menschen zu treffen, die ihr geholfen haben. Eine zentrale Frage dieses Buches ist auch, warum sich gerade in unserer liberalen und offenen Gesellschaft immer wieder frauenverachtende Parallelgesellschaften bilden können.

Info:

Die Jesiden sind eine religiöse Minderheit im nördlichen Irak mit mehreren hunderttausend Angehörigen. Im Zentrum dieses monotheistischen Glaubens steht u.a. Melek Taus, der »Engel Pfau«.

 [Der Titel im Katalog](#)